

Gemeinschaft

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Freundschafts-Banner**

Band (Jahr): **3 (1935)**

Heft 17

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-567045>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Durch Licht
zur Freiheit!**Schweizerisches**Durch Kampf
zum Sieg

Freundschafts-Banner

Verbandsorgan der „Schweiz. Liga für Menschenrechte“, vormals „S.Fr.-V.“
Korrespondenz-Adresse für Redaktion und Verlag: Postfach 121, Helvetiapost, Zürich 4Erscheint am 5. und 20. jeden Monats — Redaktionsschluß je 3 Tage vorher — Postcheckkonto VIII 21.560
Abonnementspreis (muß vorausbezahlt werden): $\frac{1}{4}$ jährl. Fr. 2.60, $\frac{1}{2}$ jährl. Fr. 4.80, jährl. Fr. 9.50 inklusive Porto

Abschied

von Adolf Brand.

Die Koffer steh'n gepackt, die Schränke leer,
Die Kerze reckt sich müde an der Wand,
Und Schatten banger Sorgen geh'n im Raum.
Einsam ins Fenster starrt die dunkle Nacht.
Vom Dache wie im Traum klingt erster Tropfenfall.

Du lehnst am Tisch, die Mütze auf dem Kopf,
Zur Reise fertig, Briefe in der Hand.
Vor dir im Kasten, seidenbandumholt,
Ruh'n and're zahllos, wie ein stolzer Schatz
Von Glanz und Jugend und von stillem Glück.

Du stehst und liest und lächelst bitter hart
Und weihst der Flamme grausam Blatt um Blatt,
Bis alles sinkt in Asche, Ruß und Staub
Und selbst vom Tag verglüht die letzte Spur,
Wo ich am Weg zur Ewigkeit dich fand!

Gemeinschaft

von W.

Auf dem Gedanken der Gemeinschaft beruht der Sinn unseres Lebens, durch die Verwirklichung einer edlen Gemeinschaft finden wir die innere Befriedigung und den Mut zum Leben — Diese Einleitung mag reichlich pathetisch klingen und doch ist ihre Fassung kaum übertrieben.

Wo immer wir uns befinden, begegnen wir der Gemeinschaft und ihrem Wirken, sei es im Staat, in der Gesellschaft oder in der Familie, denn jedes dieser Gebilde ist eine ihrer vielen Formen. Was der einzelne nicht zu vollbringen vermag, gelingt ihm mit der tätigen Hilfe anderer, sowohl bei der Erfüllung materieller wie ideeller Aufgaben. Und die beglückendste Gemeinschaft keimt da, wo sich Menschen gegen Unterdrückung zusammenschließen, wo sich eine Minderheit inmitten einer blinden oder wissentlich ungerechten Mehrheit findet. Denn in diesem Zusammenschluß liegt nicht allein ein gemeinsames Ziel, sondern zugleich die erlösende Gewißheit, daß auch andere das eigene Los tragen müssen.

Ein altes Sprichwort sagt, geteilter Kummer sei halber Kummer; vielleicht ist er noch weniger — überhaupt kein Kummer mehr, sondern beglückende Wahrnehmung eines besondern Loses, das auch andere, gute Menschen mit uns teilen.

Der Kreis um das „Freundschafts-Banner“ ist wohl auch eine solche Minderheit, die sich natürlich niemals mit der bescheidenen Abonnentenzahl erschöpfen kann. Dieser Minderheit gehören noch viele Tausende an, die meist einsam durchs Leben pilgern, suchend und irrend die einen, mutlos und gleichgültig oder frivol und selbstvergessen andere. Das Bestehen dieser speziellen Minderheit ist der Welt

bekannt und sie empfindet sie als beschämend oder zum mindesten als Tatsache, die man mit Schweigen übergeht. Die Allgemeinheit kennt nur den Begriff der brutalen „Gleichgeschlechtlichkeit“ — sie ist größtenteils zu wenig aufgeklärt über das Problem (manchmal allerdings auch innerlich zu unaufrichtig) um einzusehen, daß das rein sexuelle Moment bei den homoerotischen Beziehungen niemals so sehr hervortritt wie bei den normalen Verbindungen.

Wo liegt die Ursache der Aechtung oder wohl besser, des Verrufs der homoerotischen Minderheit? Eben gerade darin, daß sie eine Minderheit ist. Ich zitiere ein einfaches Beispiel. Ein Mensch wird für irgendein Vergehen bestraft. Die Zeitung berichtet darüber — Herr X wurde für seinen Fehltritt mit einem Jahr Gefängnis bestraft — man liest die Notiz und hat sie morgen schon vergessen. Kommt bei vielleicht hundert Fällen der Fehlbare aus unseren Kreisen, so wird dieser Hinweis der Öffentlichkeit selten vorenthalten, selbst dann nicht, wenn er nicht im Zusammenhang mit den Delikt steht. Auch hier vergißt der Leser bald den Namen des Fehlbaren, aber die Erinnerung, daß er zu jenen „Außenseitern der Gesellschaft“ zählte, bleibt irgendwo im Unterbewußtsein hängen. Tritt später wieder einmal ein solcher als Angeklagter vor die Schranken des Gerichts, so kehrt mit ihm die Erinnerung an den früheren Fall zurück und es prägt sich der Begriff „es sind immer die Gleichen“, unbeschadet der Tatsache, daß im gleichen Zeitraum sich vielleicht Hunderte von „Normalen“ vor den Behörden zu verantworten hatten.

Es muß allerdings eingestanden werden, daß sich die Gerichte ziemlich oft mit Leuten aus unserm Kreise

zu befassen haben. Es handelt sich hierbei nicht selten um Fehlritte, die als Folge einer jahrelangen Isolierung entstanden und eine mächtige Entladung darstellen, welche jede Selbstdisziplin im kritischen Zeitpunkt überrannte.

Weit verhängnisvoller sind jedoch die Schatten, welche die männliche Prostitution auf unsere Minderheit wirft. Es ist längst erwiesen, daß dieses traurige Gewerbe in der überwiegenden Mehrzahl von normalen Menschen ausgeübt wird und zwar nicht selten in Verbindung mit ausgesprochen verbrecherischen Tendenzen, wobei die letzteren ausschließlich durch die Einstellung der normalen Gesellschaft begünstigt werden. Denn auch hier legt die Welt gegenüber einer Minderheit zweierlei Maße an, indem sie die nicht nur verwerfliche, sondern überaus gefährliche „normale Prostitution“ verständnisvoll toleriert, während sie die natürlich ebenso abstoßende Prostitution unter Männern als strafbares Laster empfindet.

(Schluß folgt)

Verloren und wiedergefunden

von Siro Boris.

„Auch für diese Eventualitäten lassen Sie mich sorgen“, beschwichtigte Hamilton Herbert. Mit einer lässigen Handbewegung entnahm er seiner Tasche einige Bankauszüge, die namhafte Guthaben aufwiesen. Neben sich hatte er ein Checkbuch aufgeschlagen. „Junger Freund“, sagte er schon ganz vertraulich, „sobald ich Ihr Jawort habe, stelle ich Ihnen einen Check für 10,000 Pfund aus. Den lösen Sie gleich bei unser Ankunft in England ein und legen das Geld auf Ihren Namen an. Das soll Ihre Sicherstellung sein, wenn mir etwas zu stoßen sollte, denn nur der Tod kann mich von Ihnen trennen!“

Herberts Herz schlug zum Zerspringen. Wieder stand Peter vor ihm und alles, was er für ihn getan hatte, ging ihm durch den Kopf. Fast traurig sagte er: „So schön alles ist, was Sie mir erzählt haben, ich kann nicht ja sagen. Ich darf meinen Freund nicht verlassen, er ist ja schuld, daß ich überhaupt noch lebe, und ich habe ihm versprochen, ihn nie zu verlassen.“

Nun war es draußen, was Herbert so große Mühe gemacht hatte. Erleichtert atmete er auf; die gute Stimme in ihm hatte gesiegt. Doch so leicht gab sich Hamilton nicht geschlagen. Noch einmal wandte er seine ganze Ueberredungskunst an. „Warum wollen Sie sich durch ein Versprechen, das Sie einmal in einer rührseligen Verfassung gegeben haben, davon abhalten lassen, das Glück, das bestimmt nur einmal, in dieser Stunde, bei Ihnen anklopft, von sich zu stoßen? Ihr Freund wird wieder einen anderen Freund finden; Sie aber werden eine solche Chance bestimmt nie mehr finden. Reden Sie mit Ihrem Freund, ich halte ihn für einen ganz vernünftigen Menschen, der bestimmt nicht so egoistisch sein wird, Ihnen vor der Sonne stehen zu wollen. Herbert, Du mußt ja sagen! Ich kann nicht mehr ohne Dich leben!“ Leidenschaftlich waren diese letzten Worte gesprochen worden, leidenschaftlich schlang Hamilton seine beiden Arme um Herbert, bedeckte sein Gesicht mit Küssen und flüsterte liebe, schmeichelhafte Worte in sein Ohr. Wie lange sie so gesessen hatten, wußte Her-

bert nicht. Er hatte nur ein Gefühl des Glücks und machte sich nicht die geringsten Gedanken, daß er mit diesem Geschehen seinem Freund die Treue gebrochen hatte. Nun drängte Hamilton zum Aufbruch. Er hatte sein Ziel erreicht, Herbert war sein! Triumph spiegelte sich in seine nZügen.

Auf dem Heimweg wurde nicht mehr viel gesprochen. Je näher sie dem Hotel kamen, umso befangener wurde Herbert. Immer und immer wieder überlegte er die Worte, mit denen er Peter seinen Entschluß mitteilen wollte. Zwei Tage blieben ihm noch; dann würde er heimfahren, um seine Sachen zu ordnen und wieder in zwei Tagen würde ihn Hamilton abholen, heraus aus dem täglichen Einerlei hinein in ein schönes freies Leben! Herbert holte tief Atem, ehe er die Klinke der Zimmertüre niederdrückte. Peter saß im Lehnstuhl; er hatte sich schon ausgemalt, wie Herbert sich freuen würde, ihn außer Bett zu finden. Doch dessen Gesicht zeigte nichts weniger als Freude. Wohl war er erstaunt, daß Peter das Bett verlassen hatte, aber kein Zeichen der Freude zeigte sich. Lässig ließ er sich in einen Sessel fallen.

„Kommst Du in den Speisesaal zum Souper, oder läßt Du Dir das Essen ins Zimmer kommen?“ fragte Herbert. „Ich esse hier“, entgegnete Peter, „Du kannst aber gleich wohl unten essen.“

Das Essen mußte längst vorüber sein, Herbert war aber noch nicht zurück. „Da stimmt etwas nicht“, überlegte Peter, „ob wohl der verfl... Hamilton seine Hände im Spiel hat?“ Peter legte sich wieder ins Bett; kurz darauf erschien Herbert.

„Peter, ich habe etwas mit Dir zu besprechen“, begann dieser, sich ans Bett setzend. „Bitte, schieß los, doch nichts Schlimmes, was?“ „Wie man's nimmt, für mich jedenfalls ist's nichts Schlimmes.“ „Du machst mich netzgerig, leg endlich los!“

Herbert faßte sich kurz. „Du weißt, Peter, daß ich immer den Wunsch hatte, fremde Länder kennen zu lernen; die miesen Zeiten haben mich daran gehindert. Nun soll sich das aber ändern. Hamilton will mich mit nach England nehmen; ich habe ihm mein Wort gegeben. In zwei Tagen reise ich hier ab und nach zwei weiteren Tagen holt mich Hamilton in Z. ab und dann geht's übers Wasser! Es ist mir ja nicht leicht gefallen, Dich zu verlassen, aber die Offerte ist so günstig, daß ich ja sagen mußte. Und dann dachte ich, Du werdest ja nicht so egoistisch sein, und mir vor der Sonne stehen wollen. Du wirst ja bald wieder einen Freund finden, mir würde sich aber sicher nie mehr eine solche Chance bieten.“

Herbert hatte gar nicht gemerkt, daß er wörtlich sagte, was ihm Hamilton vorgeschwatzt hatte. Nun wartete er auf eine Antwort, doch Peter schwieg, so unerwartet war alles gekommen, daß er kein Wort über die Lippen brachte. „Du sagst nichts, Peter, hast mir gar nichts zu sagen?“ unterbrach Herbert endlich die drückende Stille. „Heute nicht mehr, morgen wollen wir darüber sprechen. Geh' jetzt schlafen, lieber Herbert, gute Nacht!“

Herbert fühlte den Schmerz, der aus diesen Worten klang und schon tat es ihm leid, Hamilton schon sein Wort gegeben zu haben. In dieser Nacht schliefen drei Menschen nicht im Hotel. Peter, der jeden Augenblick glaubte, sein Herz müsse stille stehen; Herbert, der sich Vorwürfe machte, dem Engländer nicht davon gelaufen zu sein und Hamilton, der die halbe Nacht mit Schreiben zubrachte, der seinen Kom-